

DIE GROSSE FREIHEIT AUF 8 QUADRATMETERN

STEPHANIE WEISS-MATSCHINSKY ÜBER SASCHA OTTO

Ich liege auf dem Sofa in meiner warmen, großen Wohnung. Vor zehn Minuten habe ich mich unter heißem Wasser geduscht. Völlig entspannt höre ich meinen Göttergatten in der Küche das Essen zubereiten. Es duftet nach angebratenen Champignons und frischem Knoblauch. Doch ich muss mich noch etwas gedulden, bis ich die Gaumenfreuden auch



schmecken kann. Auf das Essen wartend, döse ich langsam ein und meine Gedanken nehmen ihren freien Lauf. Und plötzlich sehe ich Sascha. Mit strahlenden Augen und einem freundlichen Lächeln steht er bildlich vor mir. Er trägt eine etwas zu weite Hose in Tarnfarben, die um seine Beine schlackert, und einen alten, blauen Pullover, der verwaschen und ein klein bisschen schmutzig ist.

Flugs fällt mir unser zweites Treffen ein, als wir gemeinsam den Bus nehmen, um aus der Bochumer City zu ihm zu fahren. Der Bus ist recht voll, so dass wir keinen Sitzplatz nebeneinander bekommen. Sascha quetscht sich auf den letzten Platz der Rücksitzbank und ich setze mich eine Reihe davor. Dreißig Sekunden später wird er von einer fünfzigjährigen Frau angesprochen. Sie verrät ihm ihr

Alter und erzählt, dass sie Italienerin ist und zur Zeit ihre Mutter in Langendreer besucht. »Mensch, du bist schön schlank, das wäre ich auch gerne«, beginnt sie das Gespräch. Sascha grinst fröhlich zurück und lässt sich interessiert darauf ein: »Ich bin Vegetarier! Doch ich esse auch total viel. Ist vielleicht auch Veranlagung.« Und weil die Frau Italienerin ist, spricht er sie sofort auf ein in Italien verübtes Attentat an: »Glaubst du eigentlich, dass der italienische Regierungsberater, Marco Biagi, in Bologna wirklich von den »Roten Brigaden« erschossen worden ist? Ich glaub das nicht. Das sollte denen doch nur angehängt werden, um wieder was zu vertuschen.« Die Frau stimmt Sascha nickend zu: »Nee, das glaube ich auch nicht. Unser Ministerpräsident, Berlusconi, ist sowieso ein Verbrecher, einer von der Mafia.«

Bis der Bus stoppt, unterhalten sich die beiden angeregt weiter. Zum Schluss fragt Sascha noch: »Macht ihr in Italien eigentlich auch Lagerfeuer? Wir machen oft Feuer und sitzen lange draußen. Das mag ich total gern.« Fast vergessen wir, aus dem Bus auszusteigen, Sascha, weil er so ins Gespräch vertieft ist und ich, weil ich gebannt meine Ohren spitze und zuhöre. Die Antwort »Ja!« der Italienerin hören wir noch beim Aussteigen, und schon braust der Bus davon.

Doch zurück zu meiner ersten Begegnung mit Sascha, als ich ihn in seinem Bauwagen besucht habe. Da saßen wir zusammen in seinen acht Quadratmetern, in denen es zwar Strom, aber kein fließend Wasser gibt. Und schon gar kein warmes. Benötigt Sascha Wasser, so muss er zunächst nach draußen gehen. Am Rande des Zaunes steht zur Zeit ein altes silbernes Wasserfass, wie man es von einer Kuhweide kennt. Der Standort wechselt aber des öfteren, und beim Abstellen wird hauptsächlich darauf geachtet, dass es schattig ist, damit sich das Wasser an heißen Tagen nicht so sehr aufheizt. Um seinen Plastikkanister mit Wasser voll laufen zu lassen, öffnet Sascha den Hahn mit einem

Schraubenschlüssel. Ist das Fass aber leer, so wird es hinter seinen kleinen grünen Bautz gespannt. Langsam tuckert er 100 m rechts die Strasse hinunter, bis er den Hydranten erreicht. Mit dem passenden Schlüssel, den Sascha und die anderen Bauwagenbewohner von der Stadt Bochum bekommen haben, zapft er die Wasserleitung an. Es dauert ein Weilchen, bis die 400 Liter Wasser in das Fass gelaufen sind und es zurück zum Platz gefahren werden kann.

Eine Toilette gibt es im Bauwagen auch nicht, und so hat die Stadt ein »Dixiklo« zur Verfügung gestellt, das alle acht Bewohner des Platzes nutzen. Denen wäre zwar eine Komposttoilette viel lieber, dafür gibts aber keine Genehmigung von der Stadt. Und weil es auch keine Dusche gibt, duschen sie bei Freunden, die eine Wohnung haben oder im Streetworkerbüro. Das liegt in der Arndtstraße in der Nähe der Twintowers, und dort steht auch eine Waschmaschine.

Seit Oktober 2001 lebt Sascha Otto in seinem Bauwagen auf dem Platz an der Alten Wittener Straße 104. Und dort ist er auch ordentlich gemeldet. Zu Fuß aus Richtung Laer kommend, nähere ich mich langsam dem Gelände. Schon erblicke ich das eingezäunte Areal, auf dem sieben Bauwagen stehen. Über dem Eingang hängt ein Holzschild auf dem »Dzien dobre!« steht. Als alter polnischer Landadel weiß ich, dass das auf deutsch »Guten Tag« heißt. Oder hat mir das Sascha erzählt?

Langsam öffne ich das Tor, und schon kommen vier große Hunde bellend auf mich zu. Vorsichtig schreite ich zurück, während ich mit Engelszungen auf sie einrede und versuche ihnen klarzumachen, dass ich doch von Sascha erwartet werde. Drei der Vierbeiner verstehen mich und ziehen sich zurück. Der eine bellt jedoch hartnäckig weiter und sieht recht unfreundlich aus. Zum Glück kommt Sascha. Auch wenn es nicht seine Hunde sind, kann er

ihnen klarmachen, dass ich eintreten darf. Wir gehen über das Gelände, und meine Schuhe versinken leicht im Matsch. Vor einem kleinen blauen Bauwagen bleiben wir stehen. Bis dato kannte ich nur den Bauwagen von Peter Lustig aus dem Fernsehen. Aber in dem wohnt der Moderator von Löwenzahn auch nicht immer, und der sieht auch ganz anders aus. Saschas Wagen ist viel kleiner als der von Peter. Sogleich spreche ich ihn auf Löwenzahn an und strahlend erzählt er, dass er die Sendung als Kind auch immer gucken durfte. War ja auch pädagogisch wertvoll. »Vielleicht war Peter Lustig mit seinem Bauwagen ja mein Vorbild«, sagt er lächelnd. »Dann wollen wir mal reingehen.«

Langsam steige ich die drei Holzstufen hinauf. Und so sitze ich zum ersten Mal in einem Bauwagen.

»Hattest du eigentlich Angst vor den Hunden? Brauchst du aber nicht. Das ist ganz gut, dass sie da sind und unser Gelände ein bisschen bewachen.« Es waren nämlich schon Leute da, die etwas mitgenommen haben. Und manche haben auch einfach alte Sachen dort abgestellt.

Wir setzten uns an Saschas Tisch: eine Holzplatte, die auf einem Baumstamm liegt. Dann fragt er: »Willst du `nen Tee?«

Langsam schüttet Sascha Wasser aus dem Kanister in einen silbernen Teekessel. Er öffnet die Tür eines alten Ofens und legt einen Holzscheit hinein. Der Ofen brennt schon seit dem Vormittag, so dass es schön warm im Wagen ist. »Den habe ich von der Oma meiner Freundin bekommen. Damit kann ich den Wagen heizen, wenn es zu kalt ist.« Mit seiner Freundin Steffi ist er seit einem Jahr zusammen, und sie wohnt in Witten in einer Wohnung.

Sascha stellt den Teekessel auf das alte Schätzchen, und wir warten, bis das Wasser kocht. Währenddessen blicke ich neugierig im Wagen umher.

Seitlich neben mir steht eine kleine Kompaktanlage. »Junge Liebe in Gefahr« der Punkband »Notdurft« läuft gerade. Und über meinem Kopf entdecke ich einen Fernseher, der aussieht wie eine Mikrowelle. Zum Einschlafen lässt sich Sascha auch gerne mal von der Flimmerkiste berieseln. Zwei Programme kann er im Wagen empfangen, obwohl seine »Liebste« aus Versehen die Antenne abgebrochen hat.

An den Wänden des Wagens hängen viele Fotos, Briefe und Poster. Ein Plakat zeigt einen afrikanischen Jungen zwischen Hochhäusern. Er lächelt, und man kann seine riesigen Zahnlücken sehen. Darunter steht der Spruch »Dem System die Zähne zeigen«.

Auf den Fotos sind Saschas Familie und seine Freunde abgebildet. Ein Foto zeigt Sascha mit Freunden, Treckern und Bauwagen in Frankreich, wo sie im Urlaub waren. »Das war ´ne klasse Fahrt, und das möchte ich gerne noch mal machen.«

Auf einem anderen Bild ist Sascha in Polen. Dort hat er seinen Freund Marcus besucht, der zur Zeit an einer Hausbesetzung in Breslau teilnimmt. Bei einem weiteren steht er mit Trecker und Bauwagen in der Einfahrt des bürgerlichen Einfamilienhauses der Eltern. Die Schwester Wiebke, die zur Zeit 19 ist, und ihr Freund stehen lächelnd neben dem Gespann.

Zuletzt erblicke ich ein Bild, das Sascha in der Bochumer Innenstadt zeigt. Auf ihm versucht er, in der Kortumstraße BODO an Mann und Frau zu bringen.

Ich blicke weiter umher und entdecke einen Zettel, der mich zum Schmunzeln bringt. Auf dem sind Saschas Tagesaufgaben und Ziele verzeichnet. Neugierig blicke ich hinauf. Ein Punkt kommt mir besonders bekannt vor: Geld sparen!

Nun beginnt der Teekessel zu pfeifen, und Sascha gießt einen Früchtetee auf und stellt zwei Tassen auf den Tisch.

Die Wärme des Ofens ist behaglich. In dieser gemütlichen Atmosphäre erzählt mir Sascha etwas von seinem Leben, und ich höre gebannt zu.

Sascha ist in Gütersloh aufgewachsen, wo er mit seinen Eltern und den Geschwistern Wiebke und Fabian in einem Einfamilienhaus gelebt hat. Bis zur sechsten Klasse verbringt er seine Freizeit mit Kindern aus der Nachbarschaft und mit Schulfreunden. »Wir haben uns nachmittags oft auf einer Bauschuttwiese getroffen und sind viel Rad gefahren. Sonst habe ich noch total gerne »TKKG«-Kassetten gehört. Die »???« fand ich besser, davon hatte ich aber nicht viele Folgen. Und zu dieser Zeit wollte ich selber auch Detektiv werden.«

Zur Zeit des Konfirmationsunterrichtes hatte Sascha dann seine erste Freundin. Nadine. Lächelnd erzählt er mir: »Wir sind ins Kino gegangen, und dort habe ich versucht, mit ihr zu knutschen. Doch das hat nicht so geklappt, wie ich das wollte.«

Mit dem aufkommenden Interesse an Mädchen verlieren die Detektivgeschichten ihren Reiz. Sascha fängt an, Skateboard zu fahren, und man trifft sich nachmittags auf dem Spielplatz. Dort hat er Kontakt zu rechten Burschen, und es werden die »Böhsen Onkelz« gehört. »Heute ist mir das total peinlich! Ich schäme mich so dafür, mit solchen Leuten zusammengesessen zu haben. Auch wenn ich nur ein halbes Jahr in der Clique war. Ich bin nur froh, dass mein Freund und ich da von alleine rausgekommen sind.«

Auslöser des Umdenkens sind die schrecklichen Übergriffe auf das Asylbewerberheim am 24. August 1992 in Rostock-Lichtenhagen. Noch heute sieht man die Bilder vor sich. Der Mob wirft Brandsätze gegen das Haus, und die Menge jubelt, während die Menschen im Gebäude verzweifelt versuchen die Flammen zu löschen und um ihr Leben bangen. Feuerwehr und Polizei lassen die hilflosen Opfer warten und greifen erst nach Stunden ein.

Auch Sascha verfolgt die Geschehnisse am Fernseher mit Entsetzen. Er redet mit seinem Freund darüber und bricht mit der rechten Szene: »Ich fand es grausam, was den Menschen angetan wurde und vor allem, wie hilflos sie gegenüber dem Mob waren. Und da habe ich gemerkt, dass die Probleme nicht bei den Ausländern, sondern im Staat, in der Gesellschaft liegen. Das rechte Gedankengut konnte für mich keine Lösung mehr sein. Statt dessen musste das Übel an der Wurzel gepackt werden. In Staat und Gesellschaft muss sich was ändern.«

Kurz danach, in der achten Klasse, beginnt Sascha, sich in der SchülerInnenvertretung (SV) zu organisieren. »Ich bin ins Plenum gegangen. Wir haben Seminare gemacht. Mal zum Thema, wie man sich vegan ernährt oder zu Rechtsradikalismus und Ausländerfeindlichkeit, aber auch zu Schulproblemen.« Abends zeigte die SV manchmal auch Filme über Ausschwitz und den Holocaust, und danach redeten Sascha und die anderen ausführlich darüber.

»Das war eine ziemlich linke Schülervvertretung. Weil ich auf die Gesamtschule ging, waren vor allem viele Ältere aus der Oberstufe in der SV. Insgesamt so ungefähr 10 - 15 Leute, die regelmäßig kamen.«

Zu dieser Zeit in der SV ist Sascha ungefähr 14. »Plötzlich habe ich gemerkt, dass, wenn du dich politisch organisierst, es Druck von allen Seiten gibt.« Diese Erfahrung macht er, als in der Schule eine Projektwoche zum Thema »Deutschland gestern, heute, morgen« stattfindet. »Wir von der SV sollten auch ein Projekt machen und haben uns für 'Der bewaffnete Kampf in der BRD' entschieden. Uns ging es um Meinungsbildung und die Darstellung, worum es im bewaffneten Kampf eigentlich geht. So haben wir über die RAF und die Bewegung 2. Juni informiert.« Die Schulleitung will das Thema ausklammern. Doch zuvor hatten die Lehrer die SV intensiv aufge-

fordert, doch ein Projekt für die PROWO vorzubereiten. Und so können sie das Thema nun schlecht verbieten. »Für uns war es wichtig, möglichst viele Informationen über die RAF zu bekommen. Und zwar nicht nur aus einer Perspektive. Und so haben wir Monika Berberich eingeladen, weil wir was Authentisches erfahren wollten.«

Monika Berberich gehört zu den Gründungsmitgliedern der RAF und wurde im Oktober 1970 zusammen mit Horst Mühler, Irene Goergens, Ingrid Schubert und Brigitte Asdonk verhaftet. Wegen Bankraubes wurde sie zu zwölf Jahren Haft verurteilt.

Die Schülervvertretung hält die Einladung Berberichs geheim. »Doch irgendwie ist das rausgekommen. Es gab einen ganz schönen Aufruhr in Gütersloh, und die Presse schrieb: 'EX-Terroristin kommt nach Gütersloh, um mit Jugendlichen zu sprechen'.« Daraufhin ruft der Schulleiter bei den Eltern der Schüler aus dem Projekt an. Sie sollen dafür sorgen, dass ihre Kinder nicht an dem Gespräch mit Monika Berberich teilnehmen. »Meine Mutter war vielleicht zu unpolitisch, um den Aufruhr des Anrufes zu verstehen. Und selbst wenn sie mir verboten hätte, dorthin zu gehen, ich wäre trotzdem gegangen.«

Schließlich kam Monika Berberich in die alte Weberei nach Gütersloh, und Sascha erinnert sich: »Die Panik war unglaublich, so was hatte ich noch nicht erlebt. Überall waren Polizisten in Zivil und Uniform und etliche Reporter. Wir mussten dann sogar spontan eine Pressekonferenz geben. Selbst Monika war überrascht, was für'n Aufruhr um ihre Person gemacht wurde. Eines wurde mir zu diesem Zeitpunkt schlagartig klar. Da hat zwar jemand seine Strafe abgesessen, aber trotzdem ist es nicht gewollt, dass darüber geredet wird.«

Neben der Schülervvertretung engagiert sich Sascha auch bei den Tierrechtlern. Kontakt zu diesen bekommt er über die SV. Er wird zunächst zum Vegetarier und nach vier

Wochen zum Veganer. »In der SV hatten wir vor allem theoretische Diskurse, während die Tierrechtsbewegung aktivistisch war. Und darüber habe ich Verbindung zum Hüttendorf bekommen.« In diesem fanden oft politische Aktionen statt, die auch Sascha besucht hat.

In Borgholzhausen, das in der Nähe von Gütersloh liegt, versuchten damals einige Leute den Ausbau der A 33 zu verhindern. Auf dem geplanten Baugelände wurde ein ganzes Dorf aus Hütten errichtet, so dass der Ausbau der Autobahn aufgehalten werden konnte. Auch heute leisten die Hüttendorfer noch Widerstand, und der Bau ist noch nicht beendet.

Sascha hält die Aktion des Hüttendorfs auch jetzt noch prinzipiell für richtig: »Aber ich möchte es nicht mehr machen. Ich möchte viel lieber was Dauerhaftes machen und an einem Projekt arbeiten, das auch eine Zukunftschance hat.«

Mit den Tierrechtlern startet Sascha nun einige Aktionen. »Mehrere Male sind wir, während der Jagdsaison, früh morgens auf die Felder gestürmt. Wir haben uns zwischen die Tiere und Jäger gestellt, so dass die Flinten auf uns gerichtet waren. Die Jäger waren stinksauer auf uns, weil sie die Jagd abbrechen mussten. Manche haben sogar auf uns geschossen.«

Andere Aktionen waren aber wesentlich ungefährlicher. »Mit 'animal peace' sind wir zum Zirkus Krone. Wir haben Karten gekauft und trugen mit uns versteckte Transparente ins Zelt. Während der Show 'Stars in der Manege' sind wir dann in die Arena gerannt und haben unsere Transparente hochgehalten.«

Ein anderes Mal demonstrierte er mit den Tierrechtlern vor der Großschlachtere Tönnies in Rheda-Wiedenbrück. »Deren Werbeslogan war: 'Wo andere noch hinter ihrem Fleisch herrennen, haben wir es schon auf dem Teller'.«

Auch heute noch ist Sascha Vegetarier. Aber auch die vegetarische Ernährung ist für den Tierrechtler problematisch. Theoretisch würde er sich weiterhin vollständig vegan ernähren, weil er kein Recht darin sieht, Tiere zu »missbrauchen«. Aber durch seine Lebensweise mit »containern« und durch das wenige Geld hat sich das geändert.

»Vor allem beim 'Containern' haben wir immer viel Brot und Käse gefunden. Und dann habe ich mich gefragt: Warum soll ich es nicht essen, wenn es sowieso auf den Müll kommt.«

Mit »Containern« ist das Durchsuchen von großen Mülltonnen gemeint, die an den Supermärkten stehen. Dort werden viele verpackte Lebensmittel hineingeworfen, deren Mindesthaltbarkeitsdatum ab- oder fast abgelaufen ist. Obst und Gemüse ist aber meist lose. »Wir suchen uns dann raus, was uns noch gut erscheint. Gesundheitlich haben wir noch nie Probleme gehabt, aber die Märkte wollen nicht, dass wir ihre Mülltonnen durchsuchen.«

Sascha macht keine Unterschiede zwischen Tieren. Für ihn gibt es keine »niederen« Lebewesen. »Mücken und Fliegen verscheuche ich zwar auch mit der Hand, aber ich töte sie nicht mit Absicht.« Die Tierrechtsbewegung sieht er heute allerdings mit anderen Augen. »Ich finde sie zu dogmatisch. Der Gedanke ist natürlich noch richtig, dass keinen Tieren Leid zugefügt werden soll.« Doch früher hätte er niemals geduldet, dass jemand Fleisch auf den Rost legt, wenn er grillt. »Heute ist das okay. Mittlerweile geht es mir darum, Alternativen zum Fleischessen zu zeigen. Da lade ich Leute lieber ein und koch mit denen vegan, als sie anzumachen.«

Die Tierrechtsbewegung ist ihm zu kleinkariert, und Sascha versucht das zu erklären: »Das kommt daher, dass vor allem viele junge Leute mit unheimlich großem dogmatischem Aktionismus in die Bewegung gehen. Und sie verletzen viele andere Menschen, indem sie diese verbal

angreifen.« So werden manchen Leuten einfach die Dönertaschen aus der Hand geschlagen. »Und auf den Demos wird viel zu viel rumgeschrien. Doch wenn du etwas verändern willst, dann sicherlich nicht dadurch, dass du andere Menschen verletzt und prollig anmachst. Früher hat auch mich die Machtlosigkeit, nicht alles ändern zu können, aggressiv gemacht.«

Während der Zeit der SV und der Tierrechtsbewegung werden die Probleme zwischen Eltern und Sohn immer größer. »Ich wollte mich selbst bestimmen, doch die vertrauten mir einfach nicht.« So fährt er am Wochenende nun oft von zu Hause weg und besucht Gleichgesinnte mit denen er über die Tierrechtsbewegung Kontakte geknüpft hat. Mit dem Wochenendticket der Bahn gehts mal nach Hamburg und Berlin zu Freunden, aber besonders oft nach Bochum. Hier trifft man sich vorm »Oblomow«, um das Wochenende miteinander zu verbringen. Vor allem Punks, Tierrechtler, Veganer und andere »Freaks« sind dort. Sascha schläft dann bei Freunden. Seine Eltern fragte er schon nicht mehr. »Die Beziehung war schon ganz schön kaputt.« Und wenn Sascha dann weg ist, wird er auch nicht groß von ihnen gesucht. Statt dessen hoffen sie, dass er sonntags wieder wohlbehalten zurück kommt.

Saschas Eltern versuchen, Einfluss auf ihren Sohn zu nehmen, indem sie ihm Gewissensbisse machen. »'Du machst dir dein Leben kaputt. Denk an deine Zukunft. Du sägst dir den Ast ab, auf dem du sitzt', habe ich ständig zu hören bekommen. Mein Vater hats auf die harte Tour versucht, und ich habe null Unterstützung bekommen.« So entschließt sich Sascha mit 15, einfach nicht mehr mit ihm zu sprechen.

Die Schwierigkeiten zu Hause nehmen drastisch zu. Es folgen immer mehr Verbote, die von Sascha nicht eingehalten werden. Mit der Mutter spricht er auch nur noch gelegentlich. Dann findet ein Konzert in Bielefeld statt, und die

Situation eskaliert. Sascha will eine Verabredung mit seinen Eltern, dass er selbst bestimmen kann, wann er nach Hause kommt, wenn er weiterhin zur Schule geht und sie zu Ende macht. Doch diesem Wunsch folgen striktere Verbote.

»Und dann hat 'Heiter bis wolkig' in Bielefeld gespielt. Ich wollte dahin und durfte plötzlich nur bis zehn Uhr raus. Wir haben uns mächtig gestritten und ich bin einfach gefahren.« Als Sascha nach dem Konzert nach Hause kommt, kann er die Haustür nicht öffnen. »Meine Eltern haben die Kette einfach von innen davor gehängt.« Überrascht fährt Sascha mit dem Fahrrad zu seinem Freund, mit dem er auf dem Konzert war. »Dort bin ich eine Woche geblieben, aber trotzdem jeden Tag in die Schule gegangen.«

Nach einer Woche kehrt der Sohn dann wieder nach Hause zurück. Doch die Situation wird nicht besser, und so geht Sascha zum Jugendamt. »Ich habe versucht, mehr Freiheiten gegenüber meinen Eltern zu erhalten. Ich wollte weggehen dürfen, wann es mir passt. Und ich wollte dabei unterstützt werden, meinen eigenen Weg zu finden. Zur Schule zu gehen war für mich okay, wenn ich dafür mehr Selbständigkeit und Eigenverantwortung erhalten würde.« Und so bekommt er auf Anraten des Jugendamtes ein Zimmer im Keller des Elternhauses, das eine eigene Küche hat. Mit dem Jugendamt wird verabredet, dass seine Eltern ihm monatlich 400 DM zahlen. »Davon musste ich aber alles kaufen. Essen, Trinken, Klamotten und Dinge, die in der Schule gebraucht werden. Wirklich alles.« Diese vollständige Selbständigkeit klappt dann zwei Monate. Dann werden die Zahlungen auf 200 DM monatlich gekürzt. »Die Situation zu Hause wurde immer unerträglicher, und über das Hüttendorf erfahre ich von einer Hausbesetzung in Steinhagen. Ich fühlte mich zu Hause einfach nicht mehr wohl und wollte einfach nur weg.« Ein paar Wochen vor den Sommerferien, Sascha ist mittlerweile 16, kommt sonntags die Frau vom Jugendamt vorbei. Er sagt ihr damals,

dass er weg möchte und es so keinen Sinn mehr für ihn hat, bei seinen Eltern zu leben. Auch die Frau vom Jugendamt will ihn daraufhin nicht weiter durch seine Eltern unter Druck gesetzt sehen. Schließlich wird den Eltern geraten, den Sohn gehen zu lassen. »Die wollten aber eine Absicherung, dass sie nicht mit Strafen belegt werden können, falls sie mich laufen lassen. Ich war ja noch minderjährig und schulpflichtig.«

Nachdem die Sozialarbeiterin gegangen war, packte Sascha seinen Rucksack. »Ich habe mich von der Tante vom Jugendamt total verarscht gefühlt. Ich bin dann gegangen und habe noch 'Tschüss' gerufen. Genau weiß ich die Situation aber nicht mehr. So was verdrängt man ja auch.« Und so ist Sascha nach Steinhagen zur Hausbesetzung, wo er neun Monate blieb. Kurz vor Ende der Sommerferien besucht ihn dort sein Vater, weil er den Sohn überreden will, weiter zur Schule zu gehen. »Doch in Steinhagen gefiel es mir so gut, dass ich dazu keinen Bock mehr hatte.«

Während der Hausbesetzungsphase reist Sascha auch viel umher. Er besucht Freunde aus der Tierrechtsbewegung in der ganzen Bundesrepublik und ist oft in Bochum. »Bochum war immer Anlaufziel. Bin in Bochum oft ausgestiegen, weil ich es so sympatisch finde. Ich fühle mich zu Hause hier.«

Nach der Hausbesetzung führt Saschas Weg nach Mülheim. Dort bleibt er bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr, und hier beginnt sein Leben im Bauwagen. Zunächst lebt er mit vier anderen im Wagen einer Freundin, bis jeder seinen eigenen hat. »Das war 'ne tolle Zeit. Wir gehörten so richtig zusammen. Du warst noch so jung und hattest noch so viel Energie.« Die Stadt Mülheim stellt den Bauwagenbewohnern ein Gelände zur Verfügung, das direkt an der Autobahn liegt. Sascha findet es aber trotzdem prima.

»Ich habe meinen ersten Bauwagen dann von einer Bekannten aus Wuppertal bekommen. Erst als Leihgabe,

dann geschenkt.« Drei Jahre lang lebt Sascha mit anderen auf dem Platz und die Stimmung ist super. Schließlich kommt es aber zum Streit, weil ein Teil der Gruppe sich plötzlich als Herrscher aufspielt. »Die wollten keine neuen Leute mehr aufnehmen und begannen Regeln aufzustellen. Und ich gehörte zur Gruppe, der die Offenheit sehr wichtig war. Ich wollte jedem zumindest eine Chance geben.«

Der »herrschende« Teil der Gruppe verlässt schließlich das Gelände, aber mit den neuen Leuten und Bauwagen läuft es nicht so gut. Immer mehr Streitereien und Probleme tauchen auf, so dass Sascha Mülheim verlässt und mit seinem Bauwagen zunächst für ein halbes Jahr ins Hüttendorf zieht, bis er ganz nach Bochum kommt.

Aber auch während seiner Mülheimer Zeit ist Sascha oft und über längere Zeit in der Ruhrmetropole. Vor allem das ANTIFA-Café A.N.D.E.R.S. besucht er häufig. »Da kam eine ziemlich bunte Mischung von Leuten im Alter von sechs bis sechzig zusammen. Manche brachten ihre Kinder mit, und es kamen auch oft welche aus dem Jugendzentrum 'Falkenheim'. Sonst waren viele Straßenleute, Punks und Menschen vieler verschiedener Nationalitäten da. Aber auch ein Architekt, ein Security-Beamter und eine ältere Dame. Alle die dort hinkamen, waren ein bisschen freakig.« Am ANTIFA-Café A.N.D.E.R.S. faszinierte Sascha am meisten der soziale Zusammenhang der Leute. »Wir haben oft zusammen gekocht, miteinander gegessen und beieinander geschlafen. Für Straßenleute sind dadurch dauerhafte Schlafplätze entstanden. Wer Lust hatte, konnte nach dem Kochen etwas in die Spendendose tun, aber oft hat man einfach Zutaten mitgebracht. Manchmal haben wir auch was vom Gemüsehändler geschenkt bekommen.« In dieser Zeit knüpft Sascha viele feste Freundschaften, die auch heute noch bestehen.

Während seiner Mülheimer Zeit nimmt Sascha wieder Kontakt zu seinen Eltern auf. Vorher war dieser vollstän-

dig abgebrochen, und es gab auch keinerlei finanzielle Unterstützung von zu Hause. In seinem neuen Bauwagen kommt ihn die Familie dann aber auch besuchen. Nur der jüngere Bruder Fabian bleibt zu Hause. Etwas enttäuscht erzählt mir Sascha: »Mein Bruder hat mich noch nie besucht. Er kann sich leider nicht aufraffen, mal zu kommen. Er sagt zwar, dass er in den Ferien mal kommt, lässt sich dann aber doch nicht blicken.«

Die Schwester Wiebke begleitet ihre Eltern manchmal. »Meine Schwester mag mich. Sie nimmt mich auch öfter in den Arm, für sie bin ich der große Bruder.«

Als Sascha noch zu Hause wohnte, hatte er mit seinen Geschwistern nicht so viel zu tun. Weil sie sechs und vier Jahre jünger waren und der Abstand zwischen ihnen geringer war, als zum großen Bruder, blieben die beiden beim Spielen oft unter sich. »Aus der Spielphase war ich da schon raus.«

Nun fährt Sascha wieder öfter nach Hause. Dort schläft er im Gästezimmer der Familie. Und manchmal geht er mit seinem Vater auch zum Segeln an den Edersee, wo dessen Boot liegt. Als Sascha noch zu Hause gewohnt hatte, verbrachte er dort mit seiner Familie immer die Ferien und viele Wochenenden. »Segeln hat mir immer Spaß gemacht. Wenn ich nicht von zu Hause ausgezogen wäre, hätte ich auch einen Segelschein.«

Mit 20 macht Sascha dann den Treckerführerschein, den ihm seine Eltern zu Weihnachten und zum Geburtstag schenken. Von seinem Geld, das er in verschiedenen Gelegenheitsjobs verdient, kauft er sich seinen ersten Trecker. Einen grünen 1 Zylinder Bautz mit 12 PS, Baujahr 1957. Er bezahlt 2.000 DM dafür und kann von nun an sein Zuhause hin und her bewegen, wann er möchte.

Als sich Sascha wieder einmal in Bochum aufhält, hat er hier ein sehr unangenehmes Erlebnis. Plötzlich verschwindet das Lächeln aus seinem Gesicht. Mit finsterner Miene

und kopfschüttelnd erzählt er, was passierte. »Wir kamen am 11. Dezember 1998 von der Uniparty. Wir waren betrunken und sind laut singend und lachend nach Hause gegangen. Während wir noch unsere Lieder brüllten und uns auf der Uni-Straße Ecke Oskar-Hoffmann-Straße befinden, taucht plötzlich Polizei auf - erst wenige, dann immer mehr.« Die Polizisten seien auf die Gruppe losgestürmt. Von den insgesamt neun Personen hätte keiner fliehen können, weil die Polizei sie eingekesselt habe. »Die haben einfach zugeschlagen. Einen von uns, den großen Sascha, haben sie gefesselt und mit dem Kopf durch die Windschutzscheibe gestoßen.« Dabei sollen sie gelacht und gesagt haben: »Und jetzt kriegst du noch 'ne Anzeige wegen Sachbeschädigung.« Danach sei der Verletzte sofort von den Polizisten mitgenommen worden. »Blöderweise hat der sich danach kein ärztliches Attest geholt.«

Besonders hart habe es aber Saschas afrikanischen Freund Kambal erwischt. »Die haben ihn hinter ein Polizeiauto gezerrt und ewig lange auf ihn eingetreten und eingepregelt. Die nächsten Nächte konnte er vor Schmerzen überhaupt nicht mehr schlafen.« Zu den beiden Mädchen der Gruppe hätten die Polizisten gesagt, dass sie froh seien sollten, nicht in der Türkei zu sein. Dort würden ganz andere Dinge mit ihnen gemacht werden. »Und als Krönung mussten wir uns auch noch von den Polizisten anhören, dass Knäste für uns zu schade seien und man für uns Gruben graben müsse.«

Außer Kambal kamen alle anderen am nächsten Morgen frei. »Ihn behielten sie aus fadenscheinigen Gründen aber die ganze Woche da«, erklärt Sascha.

Nach diesem Erlebnis verbringt er viel Zeit in Bochum. Hier leistet er politische Arbeit, um den Fall an die Öffentlichkeit zu bringen und die Willkür der Polizei anzuklagen. Es werden 10.000 Flugblätter gedruckt, die den Vorfall schildern, und in der gesamten City verteilt. Bei der Polizei reichen sie Dienstaufsichtsbeschwerden ein, die kurze Zeit

später eingestellt werden. »Heute ärgere ich mich, dass wir keine Strafanzeige erstattet haben. Aber unsere Anwältin hatte uns davon abgeraten.«

Zwei Jahre später, im Oktober 2000, finden dann die Prozesse gegen die »nächtlichen Sänger« statt, die mit großem Interesse von der Bochumer Presse verfolgt werden. Die Gerichtskosten gegen die neun Leute belaufen sich auf ca. 20.000 Mark. 2.000 DM musste allein Sascha zahlen. 1.000 DM zahlte er der Anwältin und weitere 1.000 DM musste er laut Gerichtsbeschluss an das pädiatrische Kinderzentrum zahlen, um das Strafverfahren gegen ihn einzustellen. Um die Kosten aller Beteiligten bezahlen zu können, organisiert Sascha mit ein paar Kollegen »Solidaritätskonzerte für die Opfer von Polizeübergriffen«. Die finden unter anderem im Bahnhof Langendreer und im Planet in Bochum statt. »Wenn wir noch ein Konzert veranstalten, haben wir die Kosten raus.«

Den Gerichtsprozess gegen ihn kann Sascha auch heute nicht verstehen. Er wurde angeklagt, über einen Fiesta getrampelt zu sein, dessen Schaden sich auf 2.800 Mark belief. Des Weiteren wurde ihm vorgeworfen, dass er schreiend auf die Polizisten losgerannt sei und auf sie eingeschlagen hätte. Daraufhin sei er von den Beamten fixiert worden. »Die Sache mit dem parkenden Fiesta habe ich nie verstanden. Hab immer vermutet, dass es das Auto war, in das die Polizisten den Kopf vom großen Sascha reingeschlagen haben.« Er sei jedenfalls über kein Auto getrampelt und habe auch keine Randalen gemacht.

»Im Gericht haben die versucht, mir total viel anzuhängen. Schwere Körperverletzung, dabei war ich der Kleinste und der Jüngste aus der Gruppe.« Und angeblich habe er sich heftig gewehrt. »Das einzige, was ich gemacht habe, ist, dass ich wie am Spieß geschrien habe, um die Anwohner aufzuwecken und die Polizisten einzuschüchtern.«

Seit zwei Jahren lebt Sascha nun fest in Bochum. Zuerst steht er mit auf dem Bauwagenplatz an der Oesterheide 2

in Langendreer, wo er sich seinen jetzigen blauen Bauwagen ausgebaut hat. Aber es kommt zu Konflikten zwischen »Alteingesessenen« und neuen Bauwagenbewohnern. Schließlich stellt sich die jüngere Crew auf das Gelände neben dem Platz. Das führt zu Streitigkeiten. Der Streetworker Jürgen Kottbusch erfährt von den Problemen, als er auftaucht, um einen der Bewohner zu besuchen. Sascha und die anderen wenden sich an ihn. »In Eigenarbeit und im Kontakt mit Jürgen haben wir dann ein Konzept entwickelt.«

Jürgen, der Streetworker, schildert der Stadt die Situation von Sascha und seinen Freunden, die ihnen daraufhin den Platz an der Alten Wittener Straße in Bochum zur Verfügung stellt. Doch bis es soweit ist, steht Sascha zunächst für vier Monate mit seinem Bauwagen und seinen zwei Treckern auf dem Parkplatz gegenüber vom Bahnhof Langendreer. Den zweiten Trecker kauft er sich nach dem Ausbau des Bauwagens. Er ist auch grün und ein 3-Zylinder Deutz, Baujahr 1962 und hat ebenfalls 2.000 DM gekostet.

Danach verbringt Sascha noch zwei Monate auf einem Zigeunerplatz, bis er im Oktober 2001 endlich das jetzige Gelände beziehen kann. Auf dem stehen insgesamt sieben Wagen, wovon einer kein Bau-, sondern ein Wohnwagen ist. Das fällt allerdings nicht gleich auf, weil er bunt bemalt ist. Nur fünf der Wagen sind bewohnt. Ein kleiner roter dient der Stromversorgung. In ihm steht ein Kühlschrank und der Verteilerkasten. Einen anderen hat sich Sascha als Werkstatt ausgebaut. Die beiden Trecker stehen vor dem eingezäunten Gelände, wo zur Zeit noch ein weiterer Bauwagen steht, den sich eine Freundin von Sascha gerade ausbaut.

Doch vielleicht müssen sie den neuen Platz schon bald wieder verlassen. In der Zwischenzeit sind Probleme mit den Nachbarn aufgetreten. Sie stören sich an der fremden Lebensweise und haben sich schon des öfteren bei der

Stadt beschwert. Ihnen ist der Platz zu dreckig, die Leute zu laut und die Hunde bellen zu viel. »Dabei haben die selbst Hunde.« Sascha war mit einem Streetworker der Stadt bei ihnen, um sich die Probleme anzuhören und zu versuchen, die Situation zu schlichten. Hauptargument der Nachbarn war, dass ihr Grundstück stark an Verkaufswert verloren hätte, seit die Bauwagenbewohner nebenan »hausten«. Sascha merkt nur an: »Die wollen doch gar nicht verkaufen. Und selbst seit wir allen Verhaltenswünschen der Nachbarn nachkommen, hören die Beschwerden bei der Stadt nicht auf.«

Und so sucht die Stadt Bochum bereits ein anderes Gelände, das sie den Bauwagenbewohnern zur Verfügung stellen kann. Sascha und die anderen träumen von der Möglichkeit, einen Platz zu einem realistischen Preis pachten zu können. Und deshalb gründen sie zur Zeit auch einen Verein, der »Die Natur ist unser Wohnzimmer« heißen soll. »Dann kann das ganze unbürokratischer ablaufen, und die Stadt hat einen Ansprechpartner, der auch haftbar gemacht werden kann.«

Zunächst soll der Platz auf vier Jahre zu pachten sein. Dann sollen beide Seiten bestimmte Verhaltensregeln miteinander aushandeln. Sind die Bestimmungen nach den vier Jahren eingehalten worden, so soll ein Recht auf Erbpacht für 99 Jahre eingeräumt werden. »Wichtig wäre, dass der Platz eine Strom- und Wasserversorgung hat, sowie Toiletten und Duschen. Wir wollen eine kleine grüne Oase, ein kleines Paradies schaffen. Und dazu brauchen wir ein neues Gelände.« Das sollte etwas größer und für mehr Wagen ausgerichtet sein. So dass man unter anderem auch Platz für einen Gemeinschaftswagen hätte. Und vor allem auch mehr Freiheiten, damit man Bepflanzungen vornehmen kann und die Möglichkeit hat, selber Wege mit Platten zu legen. »Zur Zeit ist das größte Problem bei unserem Platz, dass es an trockenen Orten fehlt. Wenn es geregnet hat, steht er leicht unter Wasser, und man muss durch Schlamm zu den Wagen waten. Wegen der großen Bäume

wird das Gelände nicht so schnell trocken, und die Feuchtigkeit zieht in die Wagen. So kann das Holz anfangen zu schimmeln.«

Im September wird Sascha eine Lehre als Landmaschinenmechaniker an der Universität Bochum beginnen. Darauf freut er sich schon sehr: »Von mir aus könnte die Ausbildung morgen schon losgehen. Ich mag das handwerkliche Arbeiten total gern.« Vor einiger Zeit hatte er dort schon ein Praktikum absolviert. »Der Meister hatte zuerst Vorurteile gegen mich. Aber als er gemerkt hat, dass mir die Sache ernst ist, kam er gut mit mir aus.« Sonst hätte man ihm wohl auch nicht die Lehrstelle gegeben. Und auch Saschas Eltern sind sehr froh, dass ihr Sohn etwas gefunden hat, was ihn richtig interessiert. Sie sind stolz und begeistert, dass ihr Sohn nun doch noch eine Ausbildung beginnen wird. »Durch die Strenge zu Hause haben sie immer versucht, dass ich vernünftig werde. Jetzt bin ich eigentlich ganz vernünftig, glaub ich. Und die sind erleichtert, dass doch noch was aus mir wird.«

Sein Interesse für Werkzeug hat Sascha vor ca. zwei Jahren entdeckt. An den alten Treckern musste immer viel herumgeschraubt werden, und der Einsatz von Werkzeugen wurde zur Notwendigkeit. Sascha war begeistert, was man alles damit machen kann und wie es einem die Arbeit und den Alltag erleichtert.

Als ein Freund von Sascha stirbt, vermacht ihm dessen Frau das Werkzeug ihres Mannes. Der 50-jährige Mann lebte auch in einem Bauwagen, und Sascha erzählt, dass er oft bei ihm war. »Er hatte zwar selbst Familie, aber ich glaube, ich war so etwas wie ein Sohn für ihn.« So kam es durch unglückliche Umstände, dass der Aussteiger mittlerweile eine beachtliche Anzahl verschiedener Werkzeuge hat.

Vor einem Jahr ist Sascha dann der Motor des Bautz kaputt gegangen. Überall sucht er nach dem passenden Ersatzteil, bis er endlich ein bezahlbares Angebot im

Internet findet. Doch der Motor ist nicht im Nachbarort, sondern liegt nahe der belgischen Grenze. Damit er ihn abholen kann, erklärt sich sein Vater bereit, das Auto zur Verfügung zu stellen und mit dem Sohn dort hinzufahren. Mit leuchtenden Augen erzählt Sascha: »Als wir dann wieder nach Bochum zurückkamen, war es schon ziemlich spät. Und mein Papa entschloss sich, bei mir zu bleiben. Und dann hat Papa mit mir hier in meinem Bett geschlafen. Das war total cool.«

Obwohl die Lehre noch nicht begonnen hat, ist der Tagesablauf von Sascha geregelt. Er steht gegen neun Uhr auf, und danach frühstückt er gemeinsam mit den anderen im Küchenzelt, wo meist auch zusammen gekocht und zu Abend gegessen wird. Dazu steuert jeder etwas bei. Das Küchenzelt ist ein Platz vor einem Bauwagen, der mit einer Plane überspannt ist. In der Mitte stehen ein Tisch und Stühle. An den Seiten lassen sich die Küchenutensilien verstauen. Bei zu großer Kälte wird es allerdings recht kühl, weil die Seitenwände nicht komplett zu sind. So kann einem der Wind ganz schön um die Beine wehen. Doch bei schönem Wetter lässt sich's dort gut sitzen.

Nach dem Frühstück werden dann die verschiedenen Aufgaben erledigt, die anfallen. So wurde vor kurzem ein Zaun um das Gelände gezogen, weil die Stadt Bochum das so wollte. Die Stadt hat das Material bezahlt und die Arbeitsstunden der Bauwagencrew, die den Zaun selbst errichtet hat. Ansonsten muss frisches Wasser geholt werden und auch Holz und Gas, damit gekocht werden kann. Die Holzversorgung ist zur Zeit allerdings gut, weil ein alter Baum auf dem Gelände umgestürzt ist. Seit einem halben Jahr versorgt er die Bauwagenbewohner nun schon mit Holz.

»Es fallen immer viele Arbeiten an. Vor allem die Trecker müssen in Ordnung gehalten werden.« Sascha braucht sie zum Wasserholen, aber auch zum Rangieren der Wagen.

Auch die Bauwagen selbst müssen ständig gewartet und repariert werden. Manchmal meldet sich noch eine Zeitarbeitsfirma, wenn sie Gelegenheitsjobs für Sascha gefunden hat. Und dann muss er noch regelmäßig zur Fahrschule. Zur Zeit macht er den erweiterten Führerschein der Klasse 3, der ihm erlaubt, PKW mit Anhänger und kleine LKW zu fahren.

Geld hat Sascha nicht viel zur Verfügung. Er hat keine Sozialhilfe beantragt, und so hat er monatlich maximal 300 Euro zum Ausgeben. »Und das ist ein guter Monat.« 45 Euro gehen monatlich für das Young-Ticket des VRR drauf. Für sein Handy bezahlt er ca. 50 Euro. Sonst fallen noch ungefähr 15 Euro für Strom, 30 für die Trecker und 30 für das Gemeinschaftsauto an. Ein VW-Bus, den alle Bewohner des Platzes nutzen. Was noch übrig bleibt, verwendet Sascha zum Einkaufen von Lebensmitteln. »Ich 'container' nicht mehr so viel, weil ich ja ein bisschen Geld habe. Wenn's nicht unbedingt sein muss, lass ich es auch lieber.«

Sascha »will nichts groß vom Staat. Nur eine Krankenversicherung, die hätte ich schon gern.« Von seinem geringem Einkommen kann er diese allerdings nicht bezahlen. Und so muss er wohl noch bis zur Lehre warten, bis er versichert ist.

Finanzielle Unterstützung von zu Hause bekommt Sascha auch nicht. Nur, wenn er mal nach Hause fährt, drückt ihm die Mutter oder Oma »nen Fuffi« in die Hand.

Mit seinem Leben im Bauwagen ist Sascha rundherum zufrieden. Lächelnd, mit vor Begeisterung leuchtenden Augen, erzählt er: »Ich bin richtig glücklich hier.« Er erklärt, dass es um ein bestimmtes Lebensgefühl geht. So liebt er die Freiheit und Nähe zur Natur. »Du machst die Tür auf und bist draußen. So ganz nah dran an der Natur.« Deshalb ist auch die Tür des Bauwagens immer weit geöffnet. »Ich finde es schön, so zu leben.«

Sascha liebt es besonders, draußen am offenen Feuer zu sitzen. Die aufsteigende Wärme und das Knistern des Holzes faszinieren ihn, und dann fühlt er sich so richtig frei.

»Der Bauwagen ist mein Eigentum, mein eigenes 'Haus'. Aber ich kann es bewegen und mitnehmen, wenn ich mal woanders hinwill. Für'n Jahr oder auch, um jemanden zu besuchen.« Zur Zeit steht Sascha damit in Münster, weil seine Freundin dort im Krankenhaus liegt und operiert wird. Und so kann er in der schweren Zeit bei ihr sein.

Alles ist aber noch nicht perfekt. So benötigt er noch einen größeren Trecker mit Frontlader und Luftdruckbremsen und verschiedene Werkzeuge. Vor allem eine Standbohrmaschine und einen Kompressor. Sein größter Wunsch ist allerdings ein Zirkuswagen. Wenn zwei oder drei Leute zu Besuch kommen, ist ihm sein Bauwagen zu klein. Ansonsten könnte er noch ein paar Kleinigkeiten gebrauchen. Einen Farbfernseher oder Videorecorder. »Das ist zwar nicht wichtig und notwendig, aber es ist schon schön, wenn man mal was gucken kann.«

Politisch ist Sascha nicht mehr so aktiv. »Zu Demos gegen Naziaufmärsche gehe ich aber noch hin. Dagegen muss man protestieren und zeigen, dass man anderer Meinung ist.«

Angst vor Menschen hat Sascha keine. Nur Sorge vor »verrückten Alkleuten von der Straße, die auf solchen Plätzen oft auftauchen, schwer loszuwerden sind und so einem Projekt schaden können. Ich kannte mal einen, der ist nur mit der Axt rumgerannt. Und da wird einem schon anders.« Ansonsten ist er nicht misstrauisch und verängstigt gegenüber Menschen. »Ich habe keine Angst vor Menschen, was sollen die mir?« Und so ist er auch im Gespräch mit mir offen und freundlich. Er zeigt mir seine Privatsphäre und gönnt mir einen Einblick in sein Leben,

und man merkt, wie er Spaß daran hat, Menschen kennen zu lernen und mit ihnen zu reden.

Plötzlich höre ich den Ruf: »Essen ist fertig!« und schlagartig befinde ich mich wieder auf unserer Couch im Wohnzimmer. Langsam gehe ich in die Küche. Doch ganz können meine Gedanken sich noch nicht von Sascha trennen. Bis ich voll da bin und wir gemeinsam essen, muss ich daran denken, wie ich mit Sascha beim Chinesen war.

Ich hatte ihn eingeladen, und als Vorspeise gab es Frühlingsrolle. Dazu wurden ein Löffel und eine Gabel gereicht. Sascha blickt auf dem Tisch umher und sucht das Messer. Er fragte, ob ich auch eins brauche, aber ich verneinte. Dann stand er auf und lief durch das Restaurant. Der Kellner fragte ihn, was er brauche, und Sascha teilt es ihm mit. Aber auf das Angebot des Chinesen, der ihm das Messer bringen wollte, ging er nicht ein. Wie selbstverständlich lief Sascha weiter Richtung Küche, bis ihm eine andere Kellnerin das Messer reichte. Zufrieden kehrte er zum Tisch zurück und begann zu essen.